

Konstitution des Ich - eine Betrachtung des Subjekts unter dem Gedankengut Nietzsches und der Poststrukturalisten

Abstract:

Hauptteil:

Nietzsche bringt in seiner Morgenröte einen Gedanken hervor den ich folgendermaßen in eigenen Worten wiedergebe: Wir können nicht im wahren Sinne egoistisch handeln, weil das Ego nicht eine tatsächliche eigenständige Realität bezeichnet, sondern stattdessen eine willkürliche psychologische Identität, die sich konstituiert aus der diskursiven Verbindung mit allen anderen Identitäten. (Friedrich Nietzsche, "Morgenröte Gedanken über moralische Vorurteile", 1881, S. 108-109)

Es ist daher per se etwas anti-egoistisches könnte man sagen, etwas, wie Nietzsche es auch benennt, das unmöglich unserem Eigenwohl behilflich sein kann, weil es nicht als eine Individualität mit positiver Wertung entstanden ist, sondern sich willkürlich formt aus - wie die Poststrukturalisten sagen würden - den Verhältnissen der gesellschaftlichen Diskurse, die wiederum, nach Derrida, geprägt sind durch - in letzter Konsequenz - willkürliche Prozesse der Differance, das heißt der Differenz und Aufschiebung von Bedeutung.

Auch Nietzsche macht diese Beziehung zur Struktur der Sprache in seinem Aphorismus 115 der Morgenröte deutlich; "die Vorurtheile, auf denen die Sprache aufgebaut ist...". (Nietzsche. 1881.)

Unser Subjekt formt sich also nur durch die Gemeinsamkeit aller Subjekte, durch das Verbindungssystem, das zwischen ihnen herrscht - Differenz und Relation.

Diese Erkenntnis bekommen wir durch Derridas Dekonstruktion der Sprache. (Jacques Derrida, „DIFFERANCE“, ursprünglich erschienen in: *Bulletin de la Société française de philosophie*, LXII, Nr. 3 (Juli-September 1968): 73-101; nachgedruckt in: *Théorie d'ensemble*, (Paris: Éditions du Seuil, 1968), wiedergegeben mit Genehmigung der Northwestern University Press.)

Derrida zeigt, dass Bedeutung entsteht durch Differenz, Relation und Aufschiebung, hierfür das Kunstwort Differance, das die französischen Begriffe für Differenz und zeitliche Aufschiebung miteinander vereint. Er analysiert die Sprache und ihre Struktur und erklärt,

dass sie nicht von unserem Denken getrennt werden kann, sondern sie maßgeblich dafür verantwortlich ist, wie wir die Welt strukturieren und in welchen Kategorien wir denken können - die Welt wahrnehmen können demnach. Wir nehmen die Welt also durch unsere Sprache wahr, wie als würde man durch eine Brille sehen. Die Brille bestimmt bereits, wie sich die Welt uns zeigt.

Der Grund dafür, dass wir eine Sache als eine individuelle Sache wahrnehmen können, liegt in der Unterscheidung dieser individuellen Sache zu anderen. Wir erkennen ein Tier durch die Unterschiede, die es zum Menschen, aber auch zu Pflanzen wiederum und Mineralien hat. Wir erkennen auch ein Wildschwein dadurch, dass es sich von Hunden und Hirschen unterscheidet durch gewisse Merkmale. Wir machen sogar einen Unterschied zwischen einem Wildschwein und einem Schwein durch die Merkmale, die sie nicht teilen.

Auch für das Subjekt bedeutet es: wir erkennen ein Subjekt - Ego - als solches, weil wir die Trennung zu anderen Subjekten vornehmen. Bevor wir dies tun, trennen wir fundamental bereits die Welt ein in Subjekt und Objekt. Differenz scheint uns also der fundamentale Prozess unserer Sprache zu sein, wie Derrida es vorlegt, und Sprache und ihre Grammatik strukturiert wie wir denken, demnach, wie wir unsere Welt wahrnehmen. Derrida zeigt damit weiterhin, dass Begriffe nicht intrinsisch Bedeutung haben, sondern die Bedeutung immer relativ entsteht und niemals fest ist, so dass wir die Bedeutung eines Begriffes niemals im Begriff selbst finden, stattdessen in seiner begrifflichen Umwelt.

Das ist die Aufschiebung. Die Bedeutung wird stets weiter verschoben, denn wollen wir den Begriff "Hund" erklären, müssen wir dies mit anderen Begriffen tun, wie Tier, Vierbeiner, Säugetier, Lebewesen, Felltier usw.

Wollen wir nun die Bedeutung in einem der Begriffe wiederum finden, die wir benutzen zum Erklären des Hundebegriffs, zum Beispiel "Tier", müssen wir erneut zu anderen Begriffen greifen, die relational mit dem Begriff "Tier" zusammenhängen. So verschiebt sich die Bedeutung der Begriffe immer auf die Begriffe, die den jeweiligen Begriff umgeben, wir können den einen nicht ohne alle anderen verstehen, sondern nur durch die Beziehungen, die zwischen ihm und seiner begrifflichen Umwelt bestehen.

Ich werde in dieser Schrift den Begriff der Differance ontologisch und metaphysisch benutzen anstatt bloß metasprachlich.

Dazu sollte ich darlegen, warum das aus meiner Sicht gerechtfertigt ist.

Es wird ironisch erscheinen, dass hier ausgerechnet die Begriffe eines Poststrukturalisten der Frankfurter Schule ontologisch-metaphysisch benutzt werden, und doch glaube ich das zu können.

Ich glaube, dass die Strukturalisten und Poststrukturalisten etwas viel Größeres entdeckt haben, als sie wussten. Denn wenn wir nur die Welt durch unser Denken und damit durch

unsere Sprache erfahren, unsere Sprache aber diese Struktur der Differance besitzt, dann besitzt die gesamte für uns erfahrbare Welt diese Struktur.

Wenn die Subjekt-Objekt Trennung durch unsere Sprache entsteht, dann entsteht unser Subjekt durch die Sprache. Mit diesem Subjekt ist aber in einem sehr konkreten Sinn unsere psychologische Identität gemeint, also das Bild, was wir über uns selbst haben, wer wir denken zu sein. Dieses Bild und die Bedeutung, die wir ihm zuschreiben, besteht durch unser Begriffssystem. Dieses Begriffssystem entsteht durch den Prozess der Differance. Weiterhin müssen wir uns von der Vorstellung unseres Ich als ein festes Ding mit positiver Bedeutung trennen. Unser Ich und das Bild darüber entsteht stattdessen in dem Moment, in dem wir uns im Denken durch die Subjekt-Objekt Trennung von der Welt abtrennen, jedesmal neu. Es ist nicht mehr vorhanden, wenn es nicht aktiv durch den Akt unseres Denkens erzeugt wird, ähnlich wie es auch Fichte argumentierte mit der Selbstsetzung des Ich (J. G. Fichte; Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre. Leipzig 1784). Wir existieren nur, wenn wir uns im Moment selbst setzen. Ansonsten gibt es kein Subjekt. Wir vergessen uns selbst. Das kann jeder Einzelne phänomenologisch nachvollziehen. Wir denken nicht durchgehend an den Begriff unseres Selbst, und wenn wir es tun, dann immer in einer nebligen Beleuchtung von einzelnen Eigenschaften, die sich auch jedes Mal leicht anders gestalten und die angeblich das ausmachen, was wir als Subjekt sind.

Falls diese These wahr ist, bedeutet das, dass wir einem fundamentalen Prozess dessen aufgedeckt haben, wie wir die Welt subjektiv erfahren. Es bedeutet, dass wir die Welt - was auch immer sie für sich selbst sein sollte - durch unser Denken durch den Prozess der Differance formen in das subjektive Erleben, das wir tagtäglich erleben. Die Wahrheit dieser These bedeutet radikale Konsequenzen für unser ontologisches Verständnis von Wirklichkeit. Denn statt einer Welt aus stabilen Entitäten, festen Identitäten oder abgeschlossenen Wesenheiten hätten wir es mit einer Wirklichkeit zu tun, die nur als Netz von Differenzen besteht, in der nichts je endgültig präsent oder vollständig bestimmt ist. Das Sein selbst wäre dann keine Substanz, sondern eine Spur, ein Prozess, ein unaufhörliches Spiel der Verweisungen.

Diese Idee ruft Parallelen zu moderner Quantenphysik auf, laut der Materie nicht als etwas Festes, sondern als dynamisches Feld von Relationen und Wahrscheinlichkeiten definiert wird. Genau wie Schrödingers Katze, nimmt auch unser Subjekt erst in dem Moment eine bestimmte Realität an, wenn wir unser Bewusstsein darauf richten.

Erst durch unser hinschauen nimmt unser Subjekt dann eine der vielen möglichen Erscheinungsformen bestimmt an.

Dabei muss man genauer untersuchen, wie weit diese Bestimmung auch auf die Welt anstatt nur auf Identität anwendbar ist.

Selbstverständlich müssen wir bemerken, dass es schwer ist, dasselbe auf physische Gesetze zu übertragen. Wenn unsere subjektive Wahrnehmung sich dynamisch und im Moment ergibt aus Differenz, Relation und Aufschiebung, und dabei völlig instabil scheint, weil es nur auf das Begriffssystem gestützt ist, in dem Bedeutung instabil zugewiesen und durchgehend neu durchgemischt wird, so finden wir bei sogenannten "objektiven" Gesetzen der Außenwelt doch eine Stabilität, die sich nicht so leicht anzweifeln lässt. Völlig unabhängig dazu, wie wir diese Gesetzmäßigkeiten dann genau in unserem subjektiven Bewusstsein erleben, sind es doch Gesetzmäßigkeiten, die in einer höheren Festigkeit bestehen, scheinbar in einem Raum einer gewissen höheren Objektivität, außerhalb des Spiels von dynamischer Bedeutungsverschiebung.

Anders als unser Subjekt, von dem jeder Einzelne mit Sicherheit phänomenologisch bestätigen kann, dass es sich im Laufe unseres Lebens großzügig wandelt, und dasselbe auch mit Logik auf ganze Sprachsysteme übertragbar ist (ihre Stabilität erscheint uns nur stabil, durch die ständige Anwendung und Neu-Bestätigung des derzeitigen Begriffssystems in den Diskursen, die wir gesellschaftlich führen), können wir über das Feld der physischen Gesetze doch eine stärkere Stabilität beobachten. Wir können also für die weitere Untersuchung - die sich speziell auf das Subjekt beziehen soll - bestimmen, dass wir damit erst einmal nur die Konstitution unseres subjektiven Erlebens der Welt beschreiben können mit einer solchen Theorie, aber nicht über die Konstitution und das Wesen der Welt an sich aussagen treffen. Wenn auch diese These über unser subjektives Erleben aber wahr sein soll, müssen wir auch untersuchen, ob denn ein Subjekt unabhängig von Sprache existiert oder abhängig von ihr ist. Wenn ein Subjekt unabhängig von der Sprache und des Begriffssystems bereits vorhanden ist, kann die These nicht ohne weiteres richtig sein. Sehen wir uns also vorsprachliche subjektive Lebenserfahrungen an, soweit uns dies möglich ist.

Es gibt eine Erfahrung vor der Sprache. Ein Kind, das noch keine Sprache entwickelt hat, erlebt dennoch die Welt. Tiere, die nicht über Sprache im menschlichen Sinne verfügen, zeigen intentional gerichtetes Verhalten und scheinen eine Form von Subjektivität zu besitzen. Es ist aber keine klare Subjektivität. Das können wir zum Beispiel dadurch einsehen, dass die meisten Tiere sich selbst nicht in einem Spiegel erkennen. Vielleicht wäre die erste logische Annahme also, dass es sehr wohl eine subjektive Erfahrung gibt, die nicht sprachlich vermittelt ist, die zwar bereits Subjektivität enthält, aber eine schwammige und undifferenzierte ist.

Das bedeutet auch, dass der Prozess der Differance - Differenz und Relation maßgeblich - bereits tiefer liegen muss als sprachlich.

Denn eine Wahrnehmung einer eigenen abgetrennten und deshalb individuellen Identität bedingt die Differenzierung der Einzelteile der Welt sowie ein Gegenüberstellen von Selbst und Welt. Auch in der archaischsten Form.

Das ist bereits Differenz. Es bedingt außerdem eine Wahrnehmung von Zusammengehörigkeiten, also wo man den Prozess der Differenz dann stoppen oder eingrenzen und Relationen herstellen kann. Dadurch kann man Einheiten erkennen in der differenzierten Welt, zum Beispiel Mensch, Tier, Pflanze, Boden, Himmel usw.

Dass auch Kinder die differenzierende Qualität des Denkens nicht besitzen, zeigt sich an der Abwesenheit von Urteilen über Gut und Böse, Ungefährlich und Gefährlich, oder in dem Versuch eines Babys, den Mond mit seiner Hand zu ergreifen. Beim letzten Beispiel wird ersichtlich, dass das Baby kein Verständnis von Raum und Entfernung hat, die Welt erscheint stattdessen eher wie eine glatte, zweidimensionale Leinwand. Auch diese Unterscheidungen benötigen eine verfeinerte Differenz im Denken. Sogenannter gesunder Menschenverstand sieht sich vielleicht versucht zu sagen, dies sei eben nur, weil das Baby diese Dinge noch nicht gelernt hat, aber damit ist dann auch nichts anderes gesagt als was ich hier behaupte. Woher das Baby die differenzierende Tätigkeit des Denkens schließlich erhält, ist zunächst unwichtig, aber genau diese Tätigkeit führt zu der Formung des Weltbilds, das heute von allen Menschen erlebt wird.

Nietzsche impliziert eine eigentliche Einheit der Welt, oder zumindest, dass wir nicht wissen können, ob die Welt wirklich in Einzelteile aufzuteilen ist, wie wir es durch unsere Sprache tun. Unter dieser Idee der Welt als einer ursprünglichen Einheit oder Unbestimmtheit, können wir uns ein Bild zeichnen, in dem Bewusstsein sich formt durch einen fundamental abstrakten Prozess der Zerteilung dieser Einheit in viele Einzelteile.

Es wird nun allmählich klar, dass wir hier eigentlich über Bewusstsein sprechen müssen. Es erscheint mir nicht widersprüchlich, dasselbe über dieses nämlich genauso auszusagen. Ein Bewusstsein von etwas, also von einer abgeschlossenen Einheit, die eine eigenständige Existenz gegenüber dem Rest der Welt besitzt, kann man nur haben, wenn man diese Einheit von der Welt differenzieren kann, als ein individuelles, davon abgetrenntes Sein.

Das vorzeitliche Subjekt versucht sich in seinem Bewusstsein eine Karte der Welt zu zeichnen, um seine Überlebenschancen zu vergrößern. Dazu muss es die Welt und ihre Einzeldinge erkennen und richtig einschätzen können, damit es vorhersagen über dieselben treffen kann. Man kann ein Einzelding in einem inneren Bedeutungssystem - also ein Begriffssystem in archaischer Form - nur definieren, wenn man es in eine Relation setzt zu:

1. Sich selbst als Subjekt
2. Der Welt
3. Den anderen Subjekten der Welt

Wir setzen die einzelnen Dinge der Welt nicht in irgendwelche Relationen, sondern in speziell funktionale Relationen.

Der urzeitliche Mensch entwickelt sein Bewusstsein auf das Ziel hin zu überleben. In diesem Prozess vergrößert sich sein Gehirn und die Differenzierung in seiner Wahrnehmung nimmt zu. Dadurch wird die subjektive Erfahrung der Welt klarer für ihn. Sie wird klarer differenziert.

In der Tradition der Evolutionstheorie müssen wir unweigerlich eine funktionale Rolle dieser Bewusstseinsprozesse ersuchen. Denn der Mensch muss nicht irgendetwas wissen über die Dinge der Welt, sondern er muss solches über sie erfahren, dass ihm beim Überleben dienlich ist. Dazu muss er nicht irgendetwas wissen, sondern er muss wissen, was er mit den Dingen machen kann. Sieht er einen Ast, sieht er also etwas mit seiner Hand greifbares, mit seinem Fuß tretbares, mit seiner Zunge schmeckbares und seiner Haut fühlbares usw. An einem Strauch Beeren erkennt er etwas, das er essen kann, um seinen Hunger zu stillen, im Wasser des Flusses etwas Trinkbares, Durstlöschendes. (Studie die das belegt)

Die Wichtigkeit der jeweiligen Einzeldinge und ihre momentane Priorität entscheidet sich also aus der Funktion, die sie für das Subjekt haben, um seine Ziele zu erreichen.

Dieses Subjekt ist, wie bereits erwähnt, jedoch noch nicht vergleichbar mit der klaren subjektiven Identität, die von Eigenschaften verschiedenster Art geprägt ist, die ein moderner Mensch entwickelt in unserer Gesellschaft.

Um dem genauer auf die Schliche zu kommen, müssen wir das Soziale des menschlichen Lebens einführen.

Erst durch soziale Interaktion verschärft sich das subjektive Bewusstsein und entwickelt sich zu jener reflektierten Identität, die wir heute als unser „Ich“ verstehen. Hierbei können wir sowohl evolutionstheoretische als auch hegelsche Erkenntnisse heranziehen, um zu zeigen, dass das Bewusstsein nicht isoliert entsteht, sondern sich im Kontakt mit anderen Individuen formt.

Aus evolutionärer Sicht macht es Sinn, dass sich Bewusstsein nicht nur als Mittel zur Orientierung in der Umwelt entwickelt hat, sondern auch als Werkzeug zur Navigation im sozialen Raum. Der Mensch ist ein hochgradig soziales Wesen, und viele seiner kognitiven Fähigkeiten, insbesondere Sprache, Empathie und Selbstbewusstsein, lassen sich am besten als Anpassungen an das Leben in Gruppen erklären. Die Fähigkeit, sich selbst als eigenständiges Subjekt zu begreifen, hängt eng mit der Fähigkeit zusammen, die Perspektiven anderer zu verstehen. Das Leben in Gruppen hat die Überlebenschancen jedes Einzelnen erhöht, bringt mit sich jedoch eine nie gekannte Komplexität sozialer Interaktionen und die Notwendigkeit andere Subjekte und ihre Handlungen vorhersagen zu können. In weiten Teilen der evolutionären Anthropologie, vermutet man darin den primären Auslöser dafür,

dass das menschliche Gehirn sich rapide vergrößert hat. Denn so komplex und kompliziert schon Tiere und Umwelt sind, umso schwieriger sind andere menschliche Subjekte einzuschätzen. Menschliche Subjekte sind Springbrunnen von schierer Unberechenbarkeit und Potentialitäten. Das Leben in einer Gemeinschaft muss unsere Gehirne an seine Grenzen getrieben haben.

Hier beginnt das Subjekt nicht nur, sich von der Welt zu differenzieren, sondern einerseits ein gleichwertiges oder vorerst ähnliches Subjekt in anderen zu erkennen und diese von sich selbst und allen anderen Subjekten zu differenzieren untereinander. Dies bedingt eine Differenzierung und Relation von einer viel feineren Art als der vorherigen.

Hegel sagt hierzu, dass sich ein Subjekt nicht allein durch Selbstreflexion, sondern durch die Augen der anderen Subjekte erkennt. Es erkennt sich durch die Anerkennung der anderen. Identität ist somit ein sozial vermitteltes Konstrukt, das sich in der Wechselwirkung mit anderen entwickelt. Dies zeigt sich auch in der modernen Psychologie, insbesondere in Theorien über das „spiegelnde Ich“ (*looking-glass self*), das besagt, dass unser Selbstbild wesentlich davon geprägt wird, wie wir glauben, dass andere uns sehen. Die Ausdifferenzierung unseres Bewusstseins zu immer klareren Begriffen findet also auch in einer dialektischen Bewegung statt, was auch mit Hegels Herr-und-Knecht Bild verbunden werden kann.

Wie andere Subjekte uns sehen, verändert sich dynamisch von Moment zu Moment. Auch hier lässt sich die Instabilität der Identität ausmachen.

In einem so komplexen sozialen Zusammenleben müssen die Mittel der Kommunikation untereinander nun auch an Komplexität gewinnen.

Während das vorsprachliche Subjekt eine gewisse Differenzierung zwischen sich und der Umwelt wahrnimmt, wird das moderne Subjekt erst durch soziale Interaktion sprachlich fixiert. Die Sprache ermöglicht nicht nur eine schärfere Begriffsbildung, sondern auch eine tiefere soziale Reflexion. Wir lernen, uns selbst zu beschreiben, indem wir Worte von anderen übernehmen. Die soziale Ordnung schreibt uns Rollen zu, die wir internalisieren – sei es durch Familie, Erziehung oder Gruppennormen. Dadurch wird das Bewusstsein nicht nur klarer, sondern auch komplexer, es reflektiert sich selbst, es erkennt sich in den Blicken der Anderen, es entwickelt Ideale, Erwartungen und Selbstbilder.

Das Überleben der Körperlichkeit wird auf das Überleben der psychischen Identität ausgeweitet und es entsteht Stolz, Scham und Moral. Die eigene Identität wird individueller, indem sie sich nicht nur von der Umwelt, sondern auch von Identitäten anderer Eigenschaften unterscheidet. Das Subjekt bekommt schärfere Konturen. Und mit einem schärferen Begriffssystem auch die Welt.

Die Frage, ob es ein Subjekt vor der Sprache gibt, ist paradox zu beantworten. Denn unser Verstand teilt die Welt ein in Einzelteile, aber ist das eine wahre Sicht der Welt?

Wenn wir darauf mit Ja antworten, - es sei eine wahre Sicht der Welt - so müssen wir sagen; das Subjekt besteht bereits vor der Sprache, aber ausdifferenzierte Begriffe im Denken machen uns seine Existenz erst bewusst.

Wenn wir aber mit nein antworten auf die Frage, - das ist keine wahre Sicht der Welt (oder wir haben keine Möglichkeit das zu prüfen) - dann müssen wir sagen; das Subjekt entsteht durch ausdifferenzierte Begriffe in unserem Denken. Was wir mit Sicherheit sagen können, ohne spekulieren zu müssen, ist, dass Sprache durch Denken entsteht, eben durch Begriffe, die so stark ausdifferenziert werden, dass sie Form in Wort und Sprache annehmen können, und diese Begriffe teilen die Welt in Subjekt Objekt. So, dass wir also sagen müssen: das Subjekt entsteht durch die differenzierende Eigenschaft unseres Denkens.

Es gibt einzelne Sprachsysteme auf der Erde, die auch zeigen, dass die begriffliche Gegenüberstellung von Subjekt und Objekt nicht zwingend nötig ist als Konsequenz der Differance.

Tatsächlich existieren Sprachsysteme, in denen diese Dichotomie nicht in derselben Weise strukturiert ist wie im Deutschen oder anderen indoeuropäischen Sprachen. Beispielsweise gibt es Sprachen, in denen Subjekt-Objekt-Beziehungen nicht grammatisch kodiert sind oder durch andere Kategorien ersetzt werden. In manchen indigenen Sprachen Nordamerikas oder Australiens kann die Relation zwischen Handlungsträger und Handlung durch verbale Morphologie, Aspekte oder Relationen ausgedrückt werden, ohne dass eine klare Subjekt-Objekt-Trennung notwendig wäre.

Aus der Perspektive der „Différance“ bedeutet dies, dass das sprachliche System nicht zwingend auf festen, binären Oppositionen beruhen muss. Die Bedeutung entsteht in einem Netzwerk von Differenzen, nicht durch eine absolute, unveränderliche Struktur. Somit kann die Gegenüberstellung von Subjekt und Objekt als eine spezifische, aber nicht notwendige Konsequenz gewisser begrifflicher Systeme betrachtet werden.

Man kann jedoch argumentieren, dass in diesen Begriffssystemen diese Trennung bereits vorhanden ist, aber noch in einem vorzeitlichen Stadium steckt.

Selbst, wenn ein Ureinwohner in Amerika in seiner Sprache statt „Ich sehe den Hund“ sagt; „Sehend-Mann-Hund“ oder oder „Sehen geschieht mit Mann und Hund“, so ist die Differenz auch bei seiner Sprache notwendig vorhanden und durch Logik können wir erkennen, dass der einzige Unterschied zwischen den Sprachen in dem Grad der Differenz liegt.

In unserer verdeutschten Version, wie es in solchen Sprachen aussehen könnte, erkennt man notwendig bereits Differenz, die Frage ist jedoch, ob sie immer in dieselbe Richtung gehen

muss. Vielleicht war es für unser Überleben wichtig, ein solches begriffliches System mit Subjekt-Objekt-Trennung auszubilden, aber ist das die einzige Möglichkeit?

Die europäische Ausprägung fördert eine Art Substanz-Konzeptionalisierung. Vielleicht ist auch eine eher auf Prozess und Prädikat fokussierte Konzeptionalisierung möglich. Vielleicht ist der europäische Stamm jedoch auch einfach der am stärksten und weitesten ausdifferenzierteste. Denn vielleicht ergibt sich allein aus der begrifflichen Konzeption der Dinge der Welt als feste und stabile Einzelteile (Substanz) eine stärkere Differenzierung als in der Prozess- oder Tätigkeits-fokussierten Konzeption. Argumente dafür, dass die Substanz-Sprachen die natürlichen Weiterentwicklungen der anderen Sprachen sind, - weil Differenzierung weiter fortgeschritten - scheinen schlüssig angesichts dessen.

Denn die Dinge der Welt scheinen voneinander unabhängiger und differenzierter voneinander als Substanzen, statt durch eine Konzeption der Welt als einen einheitlichen Fluss einer großen Tätigkeit. Wenn überhaupt, so nähert sich letztes eben eher der undifferenzierten Erfahrungswelt des Kindes an.

Man kann natürlich darüber streiten, welche Konzeption näher an der Wahrheit der Welt, wie sie für sich ist, liegt, oder welche ein höheres Lebensglück auslöst im Subjekt, aber das ist nicht meine jetzige Aufgabe, beschäftigt mich doch gerade nur, wie das Subjekt konstituiert ist.

Wir müssen eine ausführlichere Bestimmung dessen untersuchen, was Bewusstsein ist. Allerdings scheint dies unausweichlich für ein umfassendes Verständnis. Man kann vielleicht sagen, dass das Bewusstsein, um sich überhaupt bewusst zu sein über Dinge, sich selbst als eine geschlossene Einheit einer äußeren Welt gegenüberstellen muss. Nur in diesem Verhältnis kann man von einem Bewusstsein sprechen, das etwas wahrnimmt. Wir haben bereits bestimmt, dass man für eine Sichtbarkeit aller Dinge Dualitäten benötigt. Bewusstsein ist also bestimmt als der pure geistige Akt der Bewusstheit von Dingen. Von diesem Punkt aus entwickelt es sich dialektisch weiter in immer komplexere Struktur, bis es bei den Individuen des 21. Jahrhunderts angelangt. Diese Bewusstseinsseinheit, die sich selbst als eine individuelle erkennt, erkennt darüber hinaus, dass ein einzelner Körper der Welt (der Körper des Subjekts) mit ihr auf eine Weise verbunden ist, wie es für alle anderen Körper nicht der Fall ist. Das führt zu einer Identifikation mit dem Körper. Das Subjekt denkt sich mit dem Körper eins. Man kann annehmen, dass das bewusst-sein des Körpers die subjektive Wahrnehmung einer Stabilität und Kontinuität bildet. Durch die Verknüpfung von Subjekt und dem Körper des Subjekts werden die Eigenschaften des Körpers auf die psychische Identität übertragen. Dies erzeugt eine tückische Illusion von Substanz, die überzeugend ist, weil die Verbindung in unserem Denken so schnell und unauffällig geschieht. Erst durch eine spätere bewusste Ausdifferenzierung von Subjekt als psychischer Entität oder rein geistige Entität, und Körper

als dem gegenübergestellt, heben wir diese Verbindung wieder auf. Jedoch gibt es sehr wohl auch starke Theorien, die besagen, dass diese Trennung nicht sinnvoll ist. (Gilbert Ryle, Mind) In dieser Betrachtung verliert das Subjekt seine subjektive Qualität fast gänzlich. Denn es wird diskursiv erzeugt und geformt - immer wieder neu.

Interessant ist der Prozess der Identifikation. Für die Identifikation braucht das Bewusstsein in sich abgeschlossene Einheiten (Körper), aber diese Identifikation bildet sich im Moment immer neu und ist nicht stabil. Stabil ist die Erfahrung des eigenen Körpers. Aber die Möglichkeit der Identifikation mit Körpern immaterieller Art zeigt uns, dass sie eben nicht stabil ist, genauso wenig wie sie auf substanziellen Werten ruht. Die Eigenschaften des Körpers mit dem sich identifiziert wird allein bestimmen, welche Eigenschaften der eigenen Identität zugeschrieben werden.

So sind auch Nationalismus und alle Arten von Gruppendenken zu erklären. Der geistige Akt der Identifikation selbst ist kontingent.

Dies schließt in gewissem Maße logisch aus, dass wir überhaupt etwas egoistisches tun oder denken können, weil schon die Annahme eines Egos nicht auf egoistischen Prozessen, sondern relativen Prozessen zu anderen Egos beruht. Ein Ego, das tatsächlich abgetrennt für sich wäre im strengen Sinn, kann nicht existieren. Dies würde bedeuten, dass das Ego durch die Gemeinschaft mit anderen entstanden ist und aufrecht gehalten wird, zudem weiter geformt wird in einem dynamischen und anhaltenden Prozess und demnach sich selbst gewissermaßen widerspricht, weil es trotz seines konzeptionellen Anspruchs immer untrennbar mit allen anderen Egos verbunden und weiterhin auf diese für seine eigene Existenz sogar angewiesen ist.

Es ist in wahrer Betrachtung also nicht abzutrennen von allem Anderen.

Hegel würde sagen, es hebt sich in dieser Erkenntnis auf. (Georg Wilhelm Friedrich Hegel, "Phänomenologie des Geistes", 1807)

Es gilt für das Subjekt weiterhin, dass es auf alle Objekte angewiesen ist, für seine Existenz. Gerade wovon sich die Begriffe also abstoßen, ist innigst und fundamental notwendig für ihre jeweilig eigenständige Existenz, so dass wir sagen können, dass gerade die absolutesten Gegenteile sich selbst am nächsten sind.

Man könnte fast von einer Liebesbeziehung sprechen, von einer Hassliebe sogar, wobei es ironisch ist, dass Liebe und Hass ebenfalls zwei Pole sind, die den jeweils gegenteiligen für ihre eigenständige begriffliche Existenz benötigen.

Nietzsche betrachtet also scharfsinnig bereits knapp 80 Jahre vor den Poststrukturalisten, dass das Subjekt nicht durch eine eigenständige, positive Setzung eines Egos entsteht, und deshalb nicht auf einer Realität beruht, stattdessen durch den Prozess der Relation und Differenz, der sich in der menschlichen Sprache - vielleicht fundamentaler - deshalb im menschlichen Denken abspielt (Nietzsche, 1881).

Das Subjekt, genauso wie jeder Begriff, existiert durch seine Negation zu seiner Umwelt. Das Konzept des Ego erscheint uns damit als Schein. Ein Ich, das für sich stehend existiert im streng genommenen Sinne, kann es nicht geben, weil seine Bedeutung, sein Wesen, seine Identität, nicht in ihm selbst gefunden werden kann, sondern nur in den Beziehungen, die es zu anderen "Ichen" und der Welt hat.

Nietzsche erkannte es damals. Die Poststrukturalisten arbeiteten es technisch aus an unserer Sprache.

Derrida scheint mir allerdings auf etwas gestoßen zu sein, das sehr viel grandioser ist als eine Dekonstruktion der Sprache. Er scheint mir zu dem vielleicht handfestesten Beweis für Descartes berühmten "Cogito Ergo Sum" (René Descartes, "Discourse de la méthode", 1637) Satz gestoßen zu sein, der bis heute philosophisch je erarbeitet wurde.

Was wir behaupten, wenn wir Derridas These glauben schenken, ist, dass die ganze Welt des Menschen, jedenfalls diese, die er mit Schärfe und Klarheit erlebt, sich allein in seinem Denken befindet. Wir sagen, dass er nur ein Subjekt sein kann in seinem Denken, und es auch nur dort ist, und weiterhin, dass die gesamte Welt, wie der Mensch sie wahrnimmt, bereits durch unsere Sprache beeinflusst wurde. Dies geht weit hinaus über alle Aussagen, die darüber getroffen werden wie unser Denken unsere Meinungen, Ansichten über Dinge beeinflusst, es ist eine viel extremere Aussage die besagt: das Denken (Sprache) beeinflusst, wie wir die Welt in einem phänomenologischen Sinn wahrnehmen.

(Interessant ist übrigens auch, dass dieselbe Aussage in einer anderen Art von Rudolf Steiner, dem Begründer der Anthroposophie in seiner "Philosophie der Freiheit" (1894) gemacht wurde, in seinem einzigen philosophischen Werk behauptet er, dass nur das menschliche Denken in Subjekt und Objekt einteilt und erst durch das Denken die Welt kategorisiert und klar differenziert wird, sie ansonsten eine einheitliche Suppe aus undifferenzierten Reizen und Eindrücken wäre. Ich finde das bemerkenswert, weil Rudolf Steiner ja ein Denker aus der komplett konträren Richtung ist, er und Derrida sich aber hier treffen, nur, dass Derrida genauer genommen über die Sprache anstatt über das Denken spricht, wobei jedoch auch Derrida impliziert, dass es dazwischen wenig Unterschied gibt.)

Wenn wir zusätzlich der kantischen Ansicht sind (Immanuel Kant, "Kritik der reinen Vernunft", 1781), dass wir die Welt nicht sehen, wie sie ist, sondern sie nur sehen, wie sie sich uns durch unsere Wahrnehmungsorgane zeigt, bedeutet das also, dass die gesamte Welt des Menschen allein in seinem Denken existiert, und er kennt keine andere als diese. Mit anderen Worten: Wenn der Mensch sein Denken verändert, verändert er, - nicht nur im metaphorischen, sondern, in einem technisch phänomenologischen Sinn, - die Welt.

Denn der Mensch kann nur mit einer geschlossenen psychologischen Identität effektiv denken und eine Kontinuität seiner Gedanken gewährleisten. Die gesamte kulturelle, - und deshalb auch, - wissenschaftliche Tradition, mitsamt all ihrer Erkenntnisse fußt also auf dem Subjekt und der Kategorisierung der Welt, wie sie durch unser Denken gegeben ist.

Wenn der Mensch die Welt durch seine mentale Kategorisierung wahrnimmt, bedeutet das demnach, dass eine Veränderung in unserem Verständnis der Welt die gesamte uns bekannte Welt verändert. Für uns, für das Subjekt, verändert sie sich dadurch phänomenologisch, nicht nur metaphorisch.

Eine Diskussion die darüber aus meiner Sicht an anderer Stelle geführt werden muss, weil sie aus meiner Sicht eine der hochaktuellsten Diskussionen der gesamten derzeitigen westlichen Gesellschaft ist - die man getarnt in vielen Diskussionen finden kann als Fundament für diese - ist die Frage ob es Bedeutung also intrinsisch in der Welt gibt, oder sie allein in unserem Denken existiert, - unser Denken Bedeutung macht.

Wir wollen uns hier allerdings - auf dem Derrida und Nietzsche typischen Standpunkt stehend, dass Bedeutung nicht intrinsisch existiert, oder selbst wenn, wir keinen Zugang dazu haben, sie stattdessen selbst setzen - mit der Bedeutung dieser Überlegungen für das einzelne Subjekt beschäftigen.

Die Angelegenheiten des Subjektes, sind etwas was jeden Menschen etwas angeht, denn jeder Mensch nimmt sich als ein Subjekt in einer Welt wahr. Es ist überhaupt das Fundament einer einheitlichen Identität, die Voraussetzung dafür, dass wir uns als ein autonomes Wesen wahrnehmen, das sich unterscheidet vom Rest der Welt.

Es gibt wenige Menschen, die den Unterschied zwischen sich selbst als Subjekt und der Welt, die ihnen entgegengesetzt ist als Objekt, nicht erkennen, und wenn es solche Menschen gibt, sind es entweder psychisch Kranke oder solche Menschen, die man als "erleuchtet" bezeichnen würde in einem religiös-spirituellen Sinn.

Es ist interessant die Parallele zwischen den eindeutig pessimistisch-materialistischen Denkern Nietzsches und der Poststrukturalisten und den spirituell-transzendenten, idealistischen Gurus und Denkern zu sehen, die sich scheinbar wie in einem Kreis, beide in gegenteilige Richtungen so weit bewegt haben, dass sie sich nun in der Mitte wieder treffen. Sprechen doch indische Gurus, wie Meister Eckhart und sogar Hegel, von einer Auflösung des Egos und einem Aufgehen in der Welt, in Gott oder im absoluten Geist.

Während mystische Denker dies auf spirituelle Art erreichen wollen, durch Praktiken und dergleichen, möchte Hegel dies durch die Vernunft, den Geist und die Logik einsehen (Hegel, 1807). Ist genau dies nicht mit dem Begriff der Differance geschafft?

Ist dies nicht die logische Frucht dessen, nehmen wir es ernst genug?

Hat nicht bereits Nietzsche uns das 1881 in seiner Morgenröte gesagt?

Hat nicht auch Nietzsche immer eine Überwindung der, durch die klassische Metaphysik gesetzten, Dualismen angestrebt?

Werden nicht in wunderbarer Weise Sätze wie: "Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst" (Matthäus 22:39, "Die Bibel. Lutherübersetzung 2017" (Stuttgart: Deutsche Bibelgesellschaft, 2017)), ironischer Weise in diesem poststrukturalistischen Denken mit Logik

vereint?

Wird nicht Altruismus mit Egoismus vereint, wenn wir erkennen, dass wir uns nur als Selbst, als Ich, wahrnehmen können, alleine aufgrund des Anderen, des Gegensatzes, der Differenz, die wir zu der Welt und unseren Mit-Subjekten haben? Weil wir verwoben sind mit der gesamten Welt und allen Subjekten?

Heben wir dadurch nicht, nach Hegel-Art, das Ego auf, in der Erkenntnis des einheitlichen Ganzen, ohne das kein Ego sein Dasein haben kann?

Ich fürchte, Derrida und seine Vor- und Mitdenker haben ausversehen sehr viel mehr, - vielleicht sogar etwas Gegenteiliges gegen ihre eigenen Überzeugungen, erarbeitet, - nämlich nichts Geringeres als ein Potenzial zur Vereinigung von Religion und Wissenschaft.

Denn das Konzept der Différance besagt, dass wir unser Wesen nicht in uns schauen können, sondern nur am Anderen. "Liebe deinen Nächsten wie dich selbst" können wir in "Liebe dich selbst" umschreiben, wenn wir unser Selbst in der Relation zu unserem Umfeld erkennen, nicht als ein statisches Festes, sondern Dynamisches und Relationales, angewiesen gerade auf das "Andere" oder "Nicht-Selbst" und die Negation zu diesen.

Man kann also in einer ironischen Weise ausgerechnet Derridas anti-metaphysische Philosophie auch so lesen, dass sie in einem revolutionären Sinne ontologisch-metaphysische Aussagen macht, wodurch wiederum der "Tod des Autors" (Roland Barthes, "Der Tod des Autors", 1967) bewiesen wird.

Es zeigt aber einen noch größeren Shift in unserem Denken. Wir können über keinen Begriff und auch kein Objekt generell eine positive Aussage machen ohne Negation.

Das aber bedeutet konsequent, dass jedwede Bedeutung, jede Information, die wir über die Welt haben, niemals positiv, sondern immer nur negativ ist.

Wir können das die Illusion der positiven Proposition nennen.

Diese Idee enthält massive Implikationen für die Erkenntnistheorie, Ontologie und Metaphysik. Sie ist deshalb so disruptiv, weil sie genau an der Wurzel aller Theoriebildung ansetzt: am Subjekt und seiner direkten Wahrnehmung der Welt.

- Es bedeutet, unser Ich ist keine feste Identität, sondern bildet sich beim Denken immer erst spontan, ist nur fliehend existent in seiner Beziehung zur Umwelt. Solange wir nicht an das Ich denken, ist es nicht da.
- in derselben Art und Weise wie Nietzsche aufführt, selbst, wenn es Götter gibt, gehen sie mich nichts an, müssen wir auch sagen, selbst, wenn es eine subjektleere, objektive Welt gibt, geht sie mich nichts an

Bibliographie:

- (Friedrich Nietzsche, "Morgenröte Gedanken über moralische Vorurteile", 1881)
- (Jacques Derrida, „DIFFERANCE“, ursprünglich erschienen in: *Bulletin de la Société française de philosophie*, LXII, Nr. 3 (Juli–September 1968): 73–101; nachgedruckt in: *Théorie d'ensemble*, (Paris: Éditions du Seuil, 1968), wiedergegeben mit Genehmigung der Northwestern University Press.)
- (Georg Wilhelm Friedrich Hegel, "Phänomenologie des Geistes", 1807)
- (Rene Descartes, "Discourse de la méthode", 1637)
- (Rudolf Steiner, "Philosophie der Freiheit", 1894)
- (Immanuel Kant, "Kritik der reinen Vernunft", 1781)
- (Matthäus 22:39, "Die Bibel. Lutherübersetzung 2017" (Stuttgart: Deutsche Bibelgesellschaft, 2017))
- (Roland Barthes, "Der Tod des Autors", 1967)